

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [16]

Artikel: Die Walküre
Autor: Brandis-Marcusen, Lilli
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587662>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den Dingen, so seb' ich zu viel. Sie zittert in Venedig und sieht keine toten Generäle, das gerade ist mein Glück. Natürlich war sie in Vertebrate; die Tochter der Besitzerin war mit ihr zugleich im Institut, natürlich hat sie meinen Schirmgriff noch. Er hat ein Rosenschleifchen und hängt in ihrem Mädchentüchchen zierlich an der Wand. Natürlich ist sie gestern abend von Chiavenna herüber gekommen, und gewiß werde ich Dir später einmal erzählen, was Dummerl allein in Venedig zu suchen hatte. Ich hab' jetzt wirklich keine Geduld mehr für Deine Fragen! Das Stubenmädchen bringt mir die Nach-

richt, daß die Frau Geheimrat zu sprechen sei. Geheimrat? Brrr... Und nun lache mit mir, liebe Freundin: meine Schwiegermutter ist — „die Schwiegermutter“! Das ist der alte Neid der Götter. Gib acht, noch heute bringt mir jemand mein Schirmfragment zurück, gefüllt aus Rheines Fluten. Doch lache nicht allzu sehr, die „Schwiegermutter“ ist nur die Stiefmama meiner Lili. Und sie ist am Ende gar nicht so übel; denn sie hat's mir schon verziehen, daß sie — weil ich nur ein malender Landwirt bin — bei meinen Operettenpremieren nicht glänzen kann ...

Die Walküre.

Aus den Papieren eines Freundes nachzählt von Lilli von Brandis-Marcusen, Bern.

Und hier ist es, wo ich immerfort aufmerksam machen möchte, daß dem Menschen in seinem gebrechlichen Kahn eben deshalb das Ruder in die Hand gegeben ist, damit er nicht der Willkür der Wellen, sondern dem Willen seiner Einsicht Folge leiste.

Künstlerleben ist ein Auf und Ab von Gelingen und Mißlingen, ist Ebbe und Flut von Erfolgen und Enttäuschungen, ist Sturm und Meerestille und selten nur glückliche Fahrt auf dem gefahrwollen Ozean, den wir Welt nennen. Und doch, wie es den Schiffer immer wieder hinaustreibt, trotz Gefahr und Tod, mit den Elementen zu kämpfen, so will der wahre Künstler nicht erlahmen im restlosen Ringen nach der Vollendung. Aber oft schließen sich die unerbittlichen Wogen über dem Schiffbrüchigen, bevor er den Hafen erreichte, und oft geht eine Künstlerexistenz kluglos zugrunde, ehe die Sonne des Erfolges ihr gelächelt. Nichts Neidischeres gibt es als die Götter, nichts Launenhafteres als das Schicksal, nichts Un dankbareres als das Publikum!

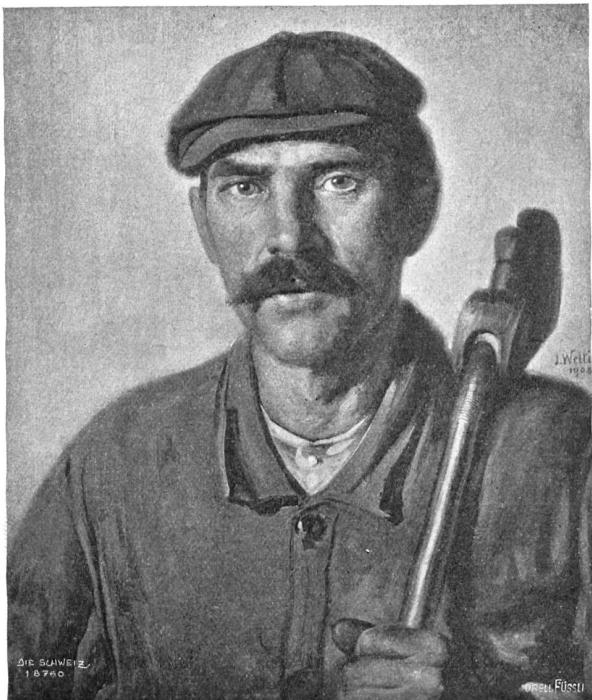
Über zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, und doch steht das, was ich erzählen will, vor mir, als hätte ich es gestern erlebt, ich sehe sie, und ich höre dazu die nervenaufreibenden Takte des Walkürenritts mir in den Ohren schwirren! Wie oft habe ich seitdem den „Ring der Nibelungen“ darstellen sehen, und doch ist mir unter all den berühmten Sängerinnen

nie wieder eine Brunhilde erschienen, die so ganz das Wagnerische Ideal verkörpert hätte wie jene, von der diese Blätter handeln sollen.

Hoihotoho! Auf dem weißen Zelter kommt sie dahergesprengt, ihr langes, reiches, braunes Haar flattert unter dem Flügelhelm im Winde, um den kraftvollen Leib schlängelt sich eng der silbergleisende Panzer, und Schild und Lanze hält sie wie ein Räume mit sicherer Hand, ihr junges Gesicht strahlt vor Mut und Übermut, sie zügelt ihr Ross ... Halt, da ist mir wieder einmal meine zu lebhafte Phantasie durchgegangen; denn die kleine Hofbühne, auf der ich die Walküre sah, besaß außer dem papierenen Ungeheuer der Wolfschlucht und den Steckenpferden des Intendanten absolut nichts Berittenes noch Reitbares, was die Szene hätte unsicher machen können. Über gleichviel, des edelsten, erlebnisreichsten Streitrosses wäre diese Brunhilde würdig gewesen, und noch immer denke ich mit wehmütigem Enthusiasmus an die holde Erscheinung zurück, die mich damals so begeisterte und entzückte.

Ich habe ihre Eltern gelernt, ein Künstlerpaar, dessen Name landein landaus berühmt war, er Geiger, sie Klavierspielerin, aus der alten klassischen Schule. Jeder Sonatenabend der Bernhardis war ein Fest für mich; schon als Knabe freute ich mich, wenn mein guter Vater mich dahin mitnahm. Später, als Student, bin ich dem alten Bernhardi, dessen ernstes, schönes bartiges Gesicht eher auf einen Gelehrten als auf einen Künstler schließen ließ, öfters in Gesellschaft begegnet und empfand es als großen Vorzug, wenn er mich ins Gespräch zog. Er war ein feingebildeter Mann, las viel und interessierte sich besonders für kunstästhetische Werke, unter denen die Schriften meines Vaters obenan standen. Nach dem Tode meines Vaters war es mir ein Trost, wenn ich Bernhardi traf; in seiner stillen sinnigen Weise fand er immer wieder Worte der Anerkennung für den Verstorbenen, die mir unendlich wohltaten.

Dann vergingen Jahre; ich hatte meine Studien beendigt, mir auf Reisen die Welt und die Menschen angesehen, ohne daß sie mir vertraut geworden wären, und war mit sehr viel Kenntnissen und blutwenigen Erlebnissen in meine Heimatstadt zurückgekehrt, an deren Universität ich mich zu habilitieren gedachte, um meine alte Mutter nicht länger allein zu lassen. Eine wissenschaftliche Zeitschrift, für die ich arbeitete, hatte mich mit der Herausgabe eines Briefwechsels aus Deutschlands klassischer Zeit betraut, und in ihrem Auftrage mußte ich mich mitten im Sommer nach W. begeben, um das nötige Material an Ort und Stelle zu prüfen und zu sichten. Kurz vor meiner Abreise wollte es der Zufall, daß ich den alten Bernhardi bei Bekannten wiedersehe. Als er von meinen Plänen hörte, schien er mir freudig überrascht und bat mich, seine Tochter Maria, die an der W.-schen Hofbühne engagiert sei, aufzusuchen und von ihm zu grüßen. „Das liebe Kind wird sich freuen,“ sagte er in seiner stillen eindringlichen Weise, und obgleich ich wenig Lust verspürte, bei einer unbekannten Sängerin Besuch zu machen, hatte ich doch nicht das Herz, meinem alten Gönner diese Bitte abzuschlagen.



Jakob Welti, Zollikon,

Der Arbeiter (1908).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Einmal in W. angekommen, fand ich soviel Arbeit vor, daß mir mein Versprechen ganz aus dem Sinn schwand, und viele Wochen vergingen, ehe ich wieder an den alten Bernhardi und seine Tochter erinnert wurde. W. ist eine merkwürdig altmodische und doch jugendfrische Stadt, wie Bethlehem in Juda klein und groß. Es liegt eingeschachtelt in einer fruchtbaren Talmulde, von goldenen Kornfeldern umwoget, vom goldgrünen Flüßchen durchschnitten; golden sind die Sterne, die nachts darauf niederschauen, goldener noch die Erinnerungen, die es in seinen alten Mauern birgt. Die dichtbelaubten Linden und Kastanienalleen, die mächtigen Buchen- und Ahorngruppen des großherzoglichen Parks bilden eine grüne Ringmauer um die kleine Residenz. Mit ihren engen Gassen und Häuschen, ihren schiefen Dächern und gebückten Häuschen, dem schlecht gepflasterten Marktplatz, an dem einst Lukas Cranach gewohnt, und den rauchgeschwärzten düsteren Kirchen, in denen Luther und Herder gepredigt, dem nach dem großen Brände errichteten Fürstenschloß, dessen langweilige gelbe Fassade sich mit dem ältern Chatillon nicht messen kann, mahnte sie an ein Bild vor hundert Jahren, wo die Welt noch nichts von Eisenbahnen und Telephonen wußte, die Menschen aber viel inniger und näher miteinander verkehrten. Schön sind eigentlich nur die erzenen Standbilder der Geistesherren, die den ärmlichen Plätzen, in deren Mitte sie stehen, einen eigenen Zauber verleihen. Diese stummen Gäste geben der kleinen stillen Stadt etwas unendlich Vornehmes, etwas Weihvolles und eigentümlich Nationales, stammen doch die Lorbeerkränze, die den Dichtern zu Füßen gelegt worden, aus Nord und Süd, aus Ost und West des deutschen Vaterlandes!

Vom ersten Tage an hatte W. es mir angetan. Wenn ich frühmorgens von der Belvedereallee, wo ich bei einer alten Hofrätin mich eingemietet hatte, nach dem Archiv ging, freute ich mich stets von neuem über alles, was ich sah, über die laufsig grünen Parkwege, über das schmale, vielbesungene Flüßchen, das beim Wehr sich aufzäumte wie in jähem Erwachen, über die Naturbrüden und Einsiedeleien und vorzüglich über unseres größten Dichters Gartenhaus, dessen herrliche Bäume er mit eigener liebewoller Hand hier gepflanzt und gepflegt hatte. Keine pathetischen Affekte waren es, die auf mich einstürmten, wie Meer und Gebirge, nur die sanfte und doch so beredte Sprache von Busch und Tal, Feld und Wald.

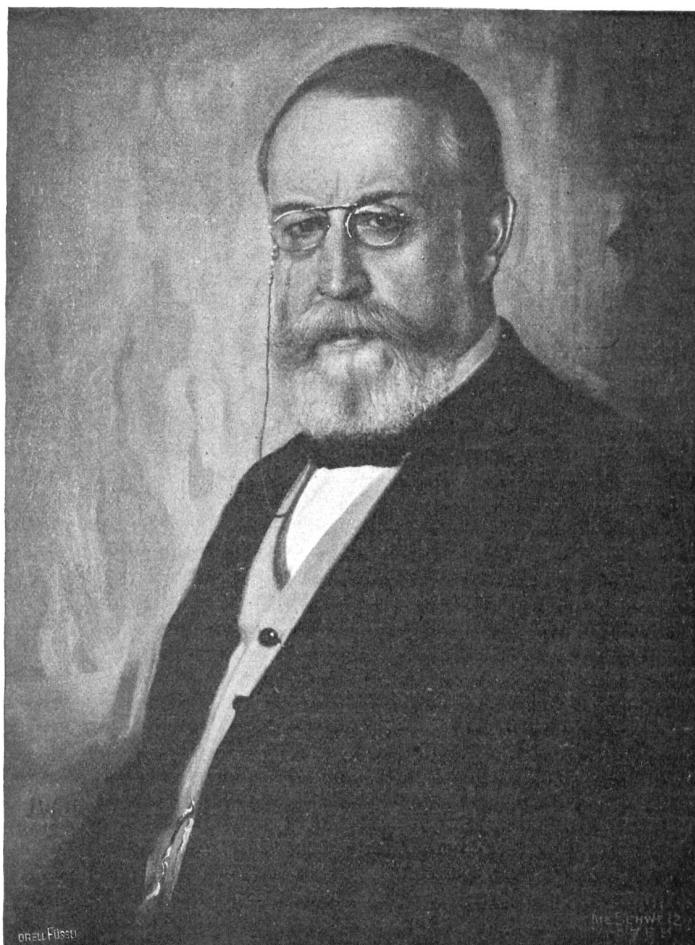
Die Zeit verströmte bei eifriger Forschung und Arbeit; aber mein Pensum ließ sich nicht so schnell erledigen, wie ich es zuerst geglaubt. Dem Botaniker gleich hatte ich Blätter und Blüten aus einem längst verdorrten Kranze klassifiziert. Nun galt es, ihnen die Frische, die Farbe, den Duft einzuhauen, sie im Spiegel meiner Einbildungskraft zu sehen, wie sie einst gewesen, gleichsam eine geistige Wiedertaufe zu feiern.

* * *

„Heute abend aber müssen der Herr Doktor unbedingt ins Theater gehen,“ empfing mich meine gute Hofrätin, als ich einmal besonders müde und abgespannt nach Hause kam; „den Fidelio mit der Bernhardi als Leonore dürfen Sie nicht versäumen, sie singt die Rolle zum ersten Mal.“

Ich horchte auf: „Fidelio“ und die Bernhardi, das fing an mich zu interessieren; zugleich kam mir mein Versprechen wieder in den Sinn. Wenigstens ansehen und anhören mußte ich sie einmal.

Das Billet hatte meine gute Hofrätin zufällig zur Hand; so brauchte ich nur schnell mein Abendbrot zu bewältigen und mich zurechtzumachen, dann ging es in das Theater.



Jakob Welti, Zollikon.

Bildnis von Dr. Joh. Friedr. Schmid, Direktor des Schweiz. Gesundheitsamtes (1912).

Als die wunderbaren, alles mit sich fortreißenden Tonwellen der großen Leonorenouvertüre über mich hinfluteten, begriff ich mich selber nicht, daß ich diesen Genuss so lange hatte entbehren mögen, wo er mir doch in W. so leicht zur Verfügung stand. Wie das wohlthat, wie das erfrischte, belebte, verjüngte, über das Alltägliche emporhob zu den gewaltigen Höhen, auf denen der Genius thront! Ja, Beethoven, wer die Sprache nicht verstand, der mußte schon eine taube Seele haben! Reicher Beifall belohnte das vorzüglich geschulte und geleitete Orchester; der junge blonde Dirigent, eine fast knabenhaft zarte Erscheinung, verneigte sich dankend gegen das Publikum. „Das ist unser neuer Hofkapellmeister, Bruno Gunter,“ sagte mein Nachbar, der zugesehen hatte, wie ich den Theaterzettel studierte. „Er ist noch sehr jung, aber trotzdem er eigentlich Klaviersvirtuose ist, eine erste Kraft als Dirigent; er soll den fröhern“ — und er nannte einen weltberühmten Namen — „ganz ersetzen.“

Der Vorhang ging auseinander: das reizende Duett zwischen Marzelline und ihrem einfältigen Liebhaber begann, in dem noch soviel Mozartische Nekarei steht und das doch schon Beethovensche Klänge verrät. Dann erschien Rocco, der würdige Schließer des Gefängnisses, in dem Florestan schmachet, und dann endlich kam der Jüngling, um den sich seine und Marzellines geheime Wünsche drehen: Fidelio!

Ich war gespannt, ist doch jede Tragödie schwer und diese vielleicht am schwersten, weil Fidelio nicht zu weiblich wirken darf, um Marzellines Liebe glaublich erscheinen zu lassen, was freilich den meisten und besten Darstellerinnen zu mißlingen

pflegt. Diese Eleonore übertraf von vorneherein meine Erwartungen; schon ihre hohe kraftvolle Gestalt war wie geschaffen für die Rolle, ihr schönes ausdrucksvolles Gesicht schien in keinen andern Rahmen zu passen als den der kurzen braunen Locken, ihre edle Haltung war die eines vornehmen jungen Mannes, in dem dunkeln Tuchanzug mit dem Van Dyck-Kragen glich sie einem spanischen Bildnis. Doch ein Weib ward sie, als sie die Lippen öffnete und ihre tiefe, sympathische Stimme über die Szene flang, ein Mezzosopran von weicher, dünner und doch kräftiger Färbung. Die Hand auf die Brust gepreßt, in der das Herz für den Gatten fieberte, sang sie die große Arie an die Hoffnung: „Ich folg' dem innern Triebe, ich wanke nicht.“ Diese Vision in Tönen, dieser Jubel der Verzweiflung, dieses Hoshanna des Schmerzes, alles, was Beethoven, der Gewaltige, als Hingabe, Opferfreudigkeit und Liebesmut empfunden, das löste sich in Schönheit aus ihrer Brust; wie Boten des Lichts stiegen die Töne empor. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ — an dies innige Wort des Patriarchen mußte ich denken, und eine Rührung, wie ich sie im Theater nie gekannt, kam über mich.

Und nun wuchs das Drama unaufhaltsam, und die altbekannten Vorgänge griffen mit neuer Kraft in mein Herz. Wie rührend wußte Fidelio zu bitten, bis Rocco sich erweichen ließ, den Gefangenen einen kurzen Gang im Hofe der Zitadelle zu erlauben, und sie kamen, die Jammergestalten, das langentehrte Licht, die frische Luft mit Tränen grüßend, aber der Eine, der schmerzlich Gesuchte, war nicht unter ihnen. Pizzaro indes, der grausame Kommandant, hat es erfahren, er überrascht den Schließer inmitten seiner Schutzbefohlenen und droht, ihn wegen Pflichtverletzung zu strafen. Nur ein Dienst, ein furchtbarer Dienst, den er von Rocco fordert, kann ihn versöhnen. Florestan, der schuldlos Gehakte, unchuldig Entgekerkte, soll sterben, ein stiller Mord ihn für ewig stumm machen. Fidelio hört den schrecklichen Handel mit an; mit der Gewißheit, dem geliebten Gatten nahe zu sein, kommt ihr die ganze Hoffnungslosigkeit ihrer Lage zum Bewußtsein. Florestan zu retten scheint unmöglich, so bleibt nur das Letzte übrig, mit ihm zu sterben. Rocco, überzeugt von der Zuverlässigkeit des künftigen Eidams, will ihn mit hinab in den tiefen Kerker nehmen, wo er ihm helfen soll, für den Todgeweihten das Grab zu graben.

Ich war so ergriffen vom meisterhaften Spiel der Bernhardi, daß ich in der Pause zwischen dem ersten und zweiten Akt wie im Traum dasaß und trotz der hellen Beleuchtung fast nichts von dem Publikum sah. Die Oper war mir wie ein Erlebnis, atemlos harrte ich des Fortgangs.

Der zweite Akt begann. Florestan im Kerker, von Dunkelheit umgeben, gefesselt, verschmachtet und gepeinigt von der Sehnsucht nach seinem Weibe. „Lenore!“ ruft er und immer wieder: „Lenore!“ Ihr Name allein ist ihm ein Trost in seinem Elend, seiner Verzweiflung. Da scheint Gott sein Flehen zu erhören: sie schwelt herab aus lichten Höhen, der finstere Raum scheint ihm heller, die Ketten drücken nicht mehr, Hunger und Durst sind vergessen, erschöpft sinkt er in einen glücklichen Schlummer. Und nun naht sie wirklich mit Rocco, den Spaten tragend, zur Ausführung des entsetzlichen Befehles. Wie sie Rocco nun das Grab aufwerfen hilft, wie sie durch das Dunkel nach dem Gefangenen hinschaut, wie sie ihm dann Brot und Wasser reicht mit zitternder Hand und wie endlich seine Stimme ihr verrät, was ihre Augen nicht zu entdecken vermochten, und sie mit dem erstickten Aufschrei „Er ist's!“ zusammenbricht

— das war mehr als Theaterpose, das war auch mehr als edelste Kunst, es war Empfindung, Wärme, Wahrheit, wie nur ein weibliches Herz sie geben kann. Und nun der Gipelpunkt der Handlung, Pizzaros Erscheinen, seine haßsprühende, mordfunkelnde Arie, der Dolch, den er zückt, um sein Opfer zu durchbohren — „Töte erst sein Weib!“ Fidelio hat es gerufen, Fidelio ist zu Florestan hingestürzt und deckt den Bedrohten mit ihrem Leibe; stärker als Tod und Verderben ist die Liebe, sie hat gesiegt.

Eine Bewegung ging durch die Zuschauer wie ein warmer Strom, der das Eis der Nüchternheit und Gleichgültigkeit zum Schmelzen bringt. Leonore wurde bei offener Szene gerufen, und der kurze letzte Akt mit seiner namenlosen Freude der glücklich Vereinten, wirkte wie ein schäumender Trant auf brennende Lippen. Es war ein Erfolg, ein echter, großer Erfolg! Immer und immer wieder mußte die junge Sängerin erscheinen, und wenn auch ihre Partner sich mit verneigten, die Blumen und Kränze galten doch nur ihr, und ihr Name tönte wieder und wieder zwischen dem Applaus. Zuletzt kam sie mit dem Kapellmeister an der Hand, und die Art, wie sie ihr strahlendes Gesicht ihm zuwandte, bewies soviel Dankbarkeit, als hielte sie ihn für den Urheber der ihr dargebrachten Ovationen. Dann fiel der Vorhang zum letzten Mal, alles drängte zum Ausgang.

„Berehrtester Doktor Gernoth“ — eine bekannte Stimme apostrophierte mich auf gut sächsisch, und eine Hand legte sich vertraulich auf meinen Arm; es war Kollege Jakobs, ein gemütlicher Sachse, den ich noch von meiner Studienzeit her kannte und der gleich mir im Archiv arbeitete — „das ist aber schön, daß man Sie auch einmal trifft! Sie kommen doch mit in die Hufschmiede?“ Und als er mein erstautes Gesicht sah, verbesserte er lächelnd: „Das Künstlerhaus nämlich, ich werde Sie dort einführen, und es wird Ihnen sicher dort gefallen! Wir wollen zum Dank für den gehabten Kunstgenuss alle guten Geister loben, bei einem schäumenden Krug Münchner, oder wäre Ihnen ein Glas Bursch lieber? Den gibts nämlich auch in der Hufschmiede, genau wie ihn der Hofrat Schiller gebraut haben soll!“

Schiller und die Hufschmiede, diese Ideenassocation machte mich neugierig, und so ließ ich mich willig von Jakobs ins Schlepptrai nehmen. Vom Theaterplatz weg waren es nur wenige Schritte; angegliedert an das Wittumspalais weiland Herzogin Anna Amaliens, lag die frühere Werkstatt Vulans zwischen schiefen Häusern und engen Torwegen, in einem winstlichen Hofe versteckt, sodaß ich ohne die gefällige Führung sogar bei Tage Mühe gehabt hätte, mich zurechtzufinden. Einmal über die Schwelle gelangt, befand man sich in hellen gemütlichen Räumen, und nur der rielige Ramon mit seinem weit in das Zimmer ragenden Mantel erinnerte an die frühere Herzogliche Hufschmiede. Er füllte fast die ganze Mittelwand des ersten Saales, und statt der paar glimmenden Holzscheite hätte ganz gut ein Eichstamm hinter dem kunstvollen Schmiedegitter Platz gehabt.

„Je öfter Sie hierher kommen, umso mehr wird Ihnen die ästhetische und soziale Bedeutung dieses Raums klar werden, Doktor,“ sagte mein Gefährte in seinem singenden sächsischen Tone. „Die Funken Witz und Geist, die die Künstler hier versprühen, werden sämtlich vom Schmiedefeuer hergeleitet, und daß der alte Weimarije Pegasus immer wieder frisch hier beschlagen wird, das ist eine fable convenue!“

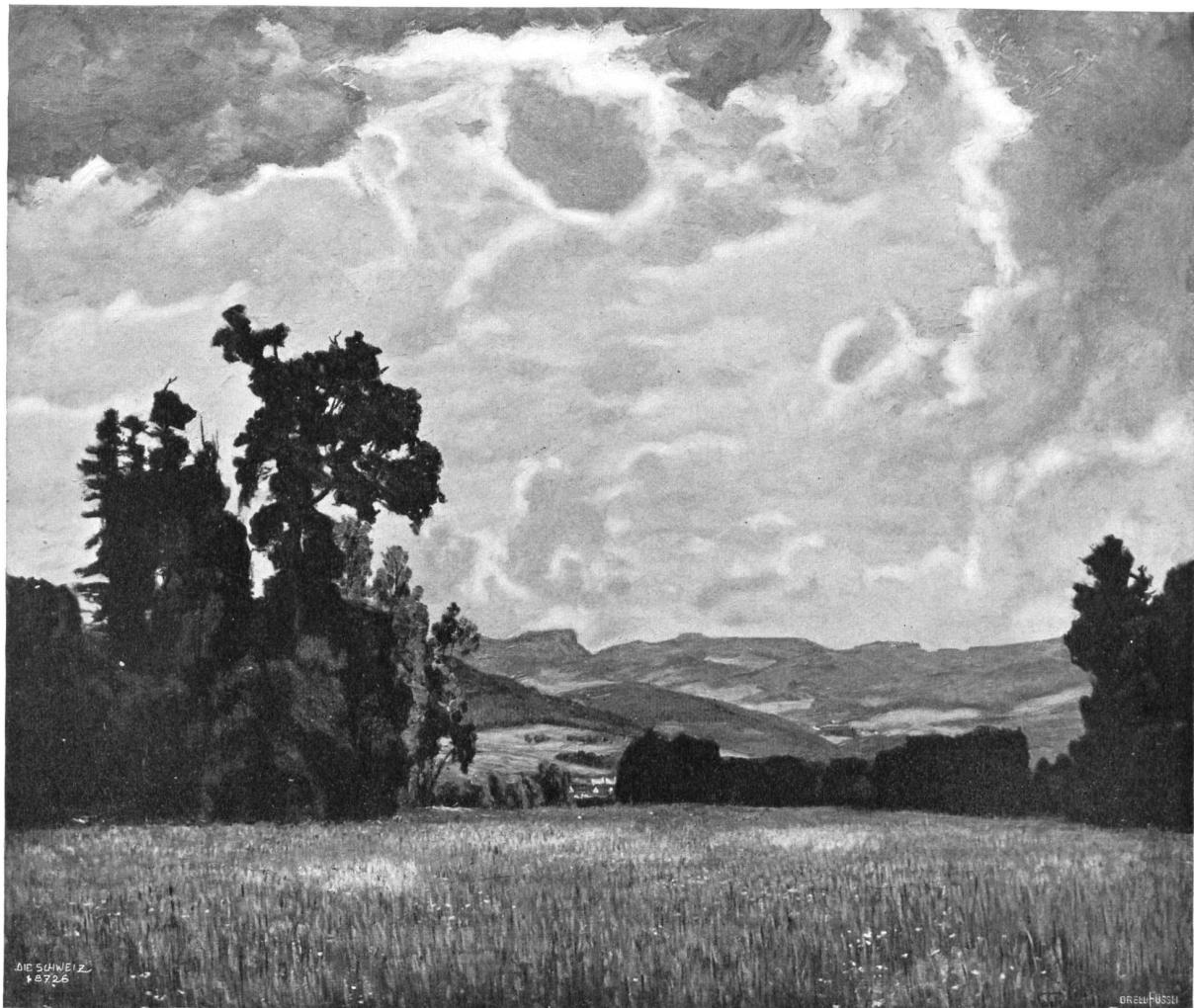
(Fortsetzung folgt).

Aphoristisches.

Der Mensch ist die einzige Maschine, bei deren Produktion nicht auf die Nachfrage Rücksicht genommen wird, und auch die einzige, die man im Falle des Überflusses nicht zum alten Eisen werfen kann!

„Fortschritt zu einer bessern Zukunft“, „Heilbarkeit aller sozialen Gebrechen“, „leichte Lösbarkeit aller Welträtsel“: das sind die Glaubenssätze, mittels derer der moderne Mensch es ohne Glauben aushält!

W. Eggenschwyler, Turin.



DIE SCHWEIZ
8726

BRAUER-ROSSI

Walter Lilie, Bürich.

Waldwiese (1911).